

Unverkäufliche Leseprobe



Marian Füssel
Der Siebenjährige Krieg
Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60695-3

Einleitung

Am 9. Juli 1755 wurden in den Wäldern Nordamerikas am Monongahela-Fluss in der Nähe des heutigen Pittsburgh britische Einheiten von einer Armee aus Franzosen und Indianern aufgerieben. Ein Jahr später am 29. August 1756 marschierten die Truppen Friedrichs II. von Preußen in Sachsen ein. Beide Ereignisse markieren unterschiedliche Anfangspunkte eines globalen Konfliktes im 18. Jahrhundert: des Siebenjährigen Krieges.

Als eines der zentralen historischen Ereignisse des Jahrhunderts der Aufklärung ist die Erinnerung an diesen Krieg bis heute von nationalen Traditionen geprägt. Den Deutschen und Österreichern ist der Siebenjährige Krieg auch als *Dritter Schlesischer Krieg* bekannt, den Schweden als *Pommerscher Krieg*, den Engländern gilt er als die Geburtsstunde des britischen Empire, den Nordamerikanern als der *French and Indian War*, und in Indien wird er als *Third Carnatic War* bezeichnet. Selten hat man hierzulande den Zusammenhang dieser Konflikte betrachtet. Fasst man jedoch ihre globale Ausdehnung ins Auge, ohne den Konflikt auf einen Kampf um Schlesien zu reduzieren, kann der Siebenjährige Krieg als ein Weltkrieg des 18. Jahrhunderts gelten. Von Bengalen bis nach Südindien, von den Philippinen über Afrika bis in die Karibik, von Nordamerika über die Balearen bis nach Schlesien, Ostpreußen und Westfalen reichen seine Schauplätze. Während Friedrich II. im Krieg gegen Österreich versuchte, das in den beiden ersten Kriegszügen (1740–45) eroberte Schlesien zu halten und den Status Preußens als eigenständige europäische Großmacht zu festigen, versuchten Franzosen, Engländer und Spanier ihre kolonialen Einflusszonen zu erweitern bzw. zu behaupten. In Europa standen England, Preußen und Portugal einer breiten Koalition gegenüber: Frankreich, Spanien, Österreich, Russland und Schweden, die ihrerseits auf den außereuropäischen Kriegsschauplätzen noch lokale Verbündete und Gegner hatten.

Allerdings kann es in dieser globalgeschichtlich erweiterten Perspektive nicht unbedingt um die Frage gehen, ob der Siebenjährige Krieg nun tatsächlich der *erste* Weltkrieg der Geschichte gewesen ist. Er sollte vielmehr überhaupt als eine globale Auseinandersetzung behandelt werden. So ist bereits der spanisch-niederländische Konflikt Ende des 16. Jahrhunderts als «first world war» apostrophiert worden, desgleichen der Dreißigjährige Krieg oder der Spanische und der Österreichische Erbfolgekrieg. Andererseits wurde für die Revolutionskriege (1792–1815) argumentiert, erst bei ihnen handle es sich um den ersten «wirklichen» Weltkrieg der Geschichte. Der globale Siebenjährige Krieg kann also mit einer Reihe von Vorläufern und späteren Auseinandersetzungen in Zusammenhang gebracht werden, deren Vorläufer er dann seinerseits gewesen ist. So kann er in zweierlei Hinsicht als ein fortgesetzter Konflikt um ungelöste Fragen im Zusammenhang des Österreichischen Erbfolgekrieges betrachtet werden: der preußisch-österreichischen Auseinandersetzung um Schlesien und den ungeklärten kolonialen Rivalitäten zwischen England und Frankreich. Was ihn jedoch von den vorherigen Kriegen unterscheidet, ist zum einen der als «diplomatische Revolution» in die Geschichte eingegangene Wandel der Allianzen. Österreich und England trennten sich zugunsten eines Bündnisses der Habsburger mit ihrem alten Rivalen Frankreich, Preußen wiederum distanzierte sich von Frankreich und ging ein Bündnis mit England ein. Zum anderen erreichte die globale Ausweitung Dimensionen, die nachhaltigere Folgen haben sollten als die Konfrontationen zuvor, und für einige Kriegsparteien, allen voran Preußen und die nordamerikanischen Indianer, sollte es in diesem Krieg gar um ihre künftige Existenz gehen. Auch die Folgen des Krieges für spätere welthistorische Ereignisse waren beträchtlich, denn für viele Historiker hatte er Einfluss auf die atlantischen Revolutionen in Nordamerika 1776 und Frankreich 1789. Als Maßstab für die globale Dimension des Krieges soll im Folgenden nicht nur die Vielzahl der Schauplätze eine Rolle spielen, sondern vor allem die Frage der wechselseitigen Beeinflussung und Vernetzung unterschiedlicher Räume und Kulturen. Dabei ist es im Grunde fast zweitrangig,

ob William Pitts berühmter Ausspruch von 1761 «America had been conquered in Germany» eher die Nachrationalisierung einer ganzen Serie von Ad-hoc-Entscheidungen war oder die Zusammenfassung einer geopolitischen Agenda. Festzuhalten bleibt, dass sich von nun an auch jenseits des britischen Empire ein öffentliches Bewusstsein von den globalen Wechselwirkungen entwickelte.

Spricht die Forschung im Vergleich zum Dreißigjährigen Krieg von der Ära der Aufklärung als der Zeit einer «gezähmten Bellona», welche die Zivilbevölkerung weitgehend verschont habe, so zählt der Siebenjährige Krieg dennoch zu den blutigsten Konflikten des 18. Jahrhunderts. Die meisten Schätzungen gehen von etwa einer Million ums Leben gekommener Menschen aus, darunter rund 500 000 auf den Schlachtfeldern. Neben extrem verlustreichen Schlachten war der Konflikt unter anderem geprägt von zahlreichen Belagerungen und Stadtbränden sowie dem asymmetrischen «kleinen Krieg» (span. Guerilla), welcher insbesondere auf den außereuropäischen Schauplätzen eine ungeahnte Dynamik entfaltete. Um die empirische Realität dieser unterschiedlichen Kulturen der Gewalt in den Blick zu rücken, sollen im Folgenden auch die Ansichten und Deutungen der Zeitgenossen zur Sprache kommen. Wie haben die Menschen den Krieg erlebt und verarbeitet? Wer waren die Leidtragenden, wer die Profiteure? Ist die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg seit jeher von seiner militärischen Ereignisgeschichte beherrscht gewesen, so wird auch diese Darstellung versuchen, ihr angemessen Rechnung zu tragen, ohne dabei jedoch strukturelle Rahmenbedingungen außer Acht zu lassen. War doch der Siebenjährige Krieg sowohl ein letzter Kabinettkrieg wie ein frühmoderner Imperialkrieg, der von politischen und ökonomischen Motiven ebenso geprägt war, wie von patriotisch-nationalistischen oder religiös-konfessionellen Deutungsmustern, ein Krieg der Feldherren ebenso wie der Händler. Abgeschlossen wird der Überblick durch Perspektiven auf die zeitgenössische Kriegswahrnehmung und die historische Erinnerungskultur.

I. Staatensystem und Krieg im Zeitalter der Aufklärung

Um die komplexe Dynamik des Ereignisses überschaubar zu machen, ist zunächst ein Überblick über die Situation der wichtigsten Kriegsparteien im Kontext des europäischen Staatensystems des 18. Jahrhunderts und seiner globalen Verflechtungsgeschichte unumgänglich. Als wichtigster globaler Akteur des 18. Jahrhunderts nahm Großbritannien unter den europäischen Großmächten schon aufgrund seiner politischen Verfassung einen gewissen Sonderstatus ein. Seine Bürger verfügten über mehr Rechte als die anderer europäischer Staaten und seine politischen Organe befanden sich in einem lange erprobten Verhältnis wechselseitiger Kontrolle. Die Kriegs- und Friedenspolitik des englischen Königs wurde vom Parlament beobachtet und mitgestaltet. Ab 1714 lösten die Hannoveraner die Stuarts auf dem Thron ab, was nicht zuletzt aufgrund der Personalunion mit dem Kurfürstentum Hannover zu einem nachhaltigen Einflussfaktor für die britische Außenpolitik werden sollte. Von nun an diskutierte man immer wieder die Alternative von «continental commitment» und «blue water policy»: Sollte man sich in Europa für Hannover engagieren oder besser auf den Handel in den Kolonien setzen? In kaum einem anderen europäischen Land hatte dabei die Öffentlichkeit so viel Einfluss auf die Politik wie in Großbritannien, ein gerade in Kriegszeiten besonders spürbares Phänomen. Während es 1756 dem Parlament einerseits gelang, König Georg II. (1683–1760) mit William Pitt d. Ä. einen – ungebetenen – leitenden Minister an die Seite zu stellen, konnte das System der parlamentarischen Kontrolle andererseits außenpolitisch Unsicherheiten produzieren, da sich die Machtkonstellationen rasch ändern konnten. Die Briten verfügten über zum Teil gewaltige außereuropäische Besitztümer und Einflusszonen in Nordamerika, in West- wie Ostindien und in

Westafrika. Damit einher ging die Dominanz des Welthandels innerhalb der britischen Außenpolitik. Durch verschiedene Handelsverträge sicherten sich die Briten zentralen Einfluss auf den Märkten Asiens, Afrikas, Amerikas und Europas, darunter insbesondere auch Osteuropas, was u. a. eine lang andauernde Nähe zu Russland bewirkte. Außenpolitischer Dauerkonkurrent der Briten war traditionell Frankreich, was in der öffentlichen Meinung Englands zu einer heftigen Frankophobie führte. Militärisch waren die Briten eher eine Macht mittlerer Größe, deren Truppenstärke je nach Kriegs- oder Friedenszeiten erheblich schwankte. Mit einer im Frieden zwischen 30 000 und 45 000 und im Krieg um 170 000 Mann umfassenden Armee profitierte die britische Gesellschaft durchaus von einer konsequenten Abrüstungspolitik in Friedenszeiten. Großbritanniens militärische Schlagkraft lag insgesamt jedoch weniger beim Heer als bei der Marine, die nach stetigem Ausbau im 18. Jahrhundert beinahe konkurrenzlos die Weltmeere beherrschte. Vom Anfang des Jahrhunderts bis in die 1780er Jahre verdoppelte sich die Flottenstärke von rund 300 auf über 600 Schiffe. Die Finanzierung dieses immensen militärischen Apparats wurde durch ein äußerst effizientes Steuersystem ermöglicht, das sich aus einer Grundsteuer (land tax) und einer Verbrauchssteuer (excise) zusammensetzte. Zusätzlich abgesichert wurden die militärischen Ausgaben durch staatliche Anleihen, die sich gegen Ende des Siebenjährigen Krieges auf rund 12 Mio. Pfund beliefen.

Im Blick auf den Umfang des Staatsgebietes, die Bevölkerungszahl und die Heeresaufbringung stand das Frankreich Ludwigs XV. (1710–1774) im damaligen Europa an der Spitze. Im Vergleich zu den Briten wurden die Franzosen jedoch im Wettbewerb um die Kolonien immer wieder auf den zweiten Platz verwiesen, obwohl der Überseehandel dem Land massive Gewinne bescherte. In Nordamerika, der Karibik, in Afrika und Indien gab es eine ständige Rivalität mit den Briten, die jedoch wenig daran änderte, dass der Schwerpunkt der französischen Außenpolitik nicht auf den Kolonien, sondern in der europäischen Großmachtpolitik lag. Der französischen Krone war die Einrichtung einer zentralisierten Verwaltungsstruktur gelungen,

die Außenpolitik und Kriegführung in der Hand des Königs zu einer schlagkräftigen Einheit bündelte. So regierten die französischen Könige über lange Zeiträume ohne einen Premierminister; lediglich der sogenannte Staatsrat, ein königsnahe Gremium von maximal fünf Ministern, wurde in die Entscheidungsprozesse einbezogen. Die französische Krone genoss eine hohe symbolische Autorität, die allerdings ab den 1750er Jahren allmählich in eine Legitimitätskrise geriet. Frankreich verfügte über eine der größten Armeen Europas, die in Friedenszeiten um 160 000 Mann und im Siebenjährigen Krieg insgesamt über 500 000 Mann zählte. Die französische Armee besaß Vorbildcharakter in Europa und das französische Schrifttum dominierte die europäische Militärliteratur. Trotz zahlreicher Rationalisierungstendenzen war die Armee jedoch auch von der ständischen Eigensinnigkeit eines adligen Offizierskorps geprägt, das oft mehr seine sozialen Interessen im Auge hatte als die militärische Effektivität. Die französische Marine gelangte kaum je über 100 Schiffe hinaus und konnte gleichsam in Umkehrung der britischen Verhältnisse nie an die Bedeutung des Heeres heranreichen. Die Kriegsfinanzierung wurde in Frankreich im Gegensatz zu England weniger über die Steuereinnahmen geregelt als durch großzügige Anleihen. Dabei kämpfte der französische Staatshaushalt während des ganzen 18. Jahrhunderts mit einem Haushaltsdefizit, das die außenpolitischen Handlungsspielräume merklich einschränkte. Die wichtigsten Faktoren der französischen Außenpolitik im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts waren zum einen die Schärfung des französisch-britischen Antagonismus vor allem in den Kolonien, und zum anderen die Nähe zur bourbonischen Verwandtschaft in Spanien, der Versuch, den wachsenden Einfluss des russischen Zarenreiches einzudämmen sowie die allmähliche Annäherung an den ehemaligen «Erbfeind», die Habsburgermonarchie.

Der wohl vielschichtigste kollektive Akteur der Zeit war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das sowohl als Reichsverband als auch mit einzelnen Reichsterritorien als Kriegspartei in Erscheinung trat. Das Reich war ein strukturell defensiv ausgerichteter Verband zur Friedens- und Rechtswah-

rung, der durch interne Staatsbildungsprozesse seiner mächtigsten Mitglieder allmählich gesprengt zu werden drohte. Als außenpolitisch besonders dynamisch erwiesen sich Österreich, Preußen, Hannover, Bayern und Sachsen.

Der österreichische Kaiser war der Herrscher des Römischen Reiches, sein Habsburger Reich zählte aber darüber hinaus auch zu den führenden europäischen Mächten des 18. Jahrhunderts. Außenpolitisch konsolidierende Erfolge waren dabei seit dem 17. Jahrhundert vor allem die Zurückdrängung der osmanischen Expansion nach Westen; im Innern war der Habsburgerstaat ein dynamischer Verbund von Ständestaaten. Allzu energischen Zentralisierungsbestrebungen war damit ein Riegel vorgeschoben. Im Jahr 1740 sollte in Folge der sogenannten «pragmatischen Sanktion» Kaiser Karls VI. von 1713 dessen Tochter Maria Theresia (1717–1780) die Herrschaft antreten und zur Königin von Ungarn gekrönt werden. Diese Bestimmung sicherte den Habsburgern für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie die Möglichkeit einer weiblichen Thronfolge. Erst 1745 wurde Maria Theresia als Ehefrau des neu gewählten Kaisers Franz I. zur «Kaiserin». Ähnlich wie Frankreich sah sich auch die Habsburgermonarchie einer hohen Staatsverschuldung gegenüber, die während des Siebenjährigen Krieges bis auf 271 Mio. Gulden ansteigen sollte. Anleihen im Ausland und bei privaten Bankiers mussten daher dem Staat das Überleben sichern. Das kaiserliche Heer blieb in der Regel weit unter seiner Sollstärke, die Mitte des 18. Jahrhunderts zwischen rund 155 000 und 175 000 Mann pendelte. Der Mangel an ökonomischen Ressourcen und die Defizite in der Heeresorganisation behinderten die österreichische Kriegführung, sodass auch fähige Offiziere wie der Graf Leopold von Daun selten die erforderliche Effizienz erreichen konnten. Die österreichische Außenpolitik war gekennzeichnet durch ihre Bipolarität: einerseits Reichspolitik, andererseits österreichische Hauspolitik. Das drückte sich auch institutionell lange in verschiedenen Organen aus, wie der Reichs(hof)kanzlei und der österreichischen Hofkanzlei, die erst in den 1740er Jahren in einer übergreifenden Staatskanzlei aufgingen. Die österreichische Außenpolitik hatte im 18. Jahr-

hundert über lange Zeit eher defensive, an der Anerkennung der pragmatischen Sanktion orientierte Züge. Während man zu Frankreich bis zum Siebenjährigen Krieg auf Distanz blieb und eher die Nähe zu Russland suchte, verschärfte sich nach dem Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges und dem Aachener Frieden von 1748 zunehmend der österreichisch-preußische Antagonismus.

Brandenburg-Preußen zählte unter den europäischen Mächten des 18. Jahrhunderts sicher zu den bemerkenswertesten Aufsteigern. Im Jahr 1701 durch die Königsberger Krönung zur Monarchie geworden, sollte das territorial weit verzweigte Land, zeitgenössisch auch als «Königreich der Grenzen» titulierte, innerhalb nur weniger Jahrzehnte Anschluss an den Kreis der führenden europäischen Großmächte finden. Mit zu Beginn des 18. Jahrhunderts rund 2,2 Mio. Einwohnern, deren Zahl bis zum Tod Friedrichs II. (1786) auf rund 5,5 Mio. anwuchs, zählte das Land rein bevölkerungsstatistisch eher zu den kleineren europäischen Mächten. Gemessen an seiner Wirtschaftskraft, Bevölkerungsdichte und Landmasse verfügte das friderizianische Preußen dabei über eine völlig überdimensionierte Armee. Kam in Preußen auf 29 Einwohner ein Soldat, so betrug in Großbritannien das Verhältnis 310 zu eins, eine Konstellation, die den Marquis de Mirabeau einmal zu der spöttischen Bemerkung veranlasste, «Preußen sei kein Staat, der eine Armee besitze, sondern eine Armee, die einen Staat besitze». Im Vergleich zu den führenden europäischen Monarchien war die um 1740 rund 80 000 Mann starke preußische Armee jedoch immer noch verhältnismäßig klein. Um sie zu vergrößern, war man auf ein starkes Bevölkerungswachstum angewiesen, das vor allem über eine territoriale Expansion zu erreichen war. Fast achtzig Prozent der Steuern flossen in den Unterhalt der Armee, während in den anderen europäischen Staaten bestenfalls vierzig bis fünfzig Prozent des Steueraufkommens auf die Heeresfinanzierung verwandt wurden. Unter Friedrich II. verdoppelte sich die effektive Größe des Heeres bis zum Jahr 1760 auf rund 160 000 Mann. Die preußische Armee war jedoch nicht nur zahlenmäßig groß, sie zeigte, auch bei aller mythischen Überhöhung

der älteren Militärgeschichtsschreibung, tatsächlich einen hohen Grad an Disziplinierung und innerer Kohäsion. Anders als sein Vater Friedrich Wilhelm I. förderte Friedrich den Aufbau einer heimischen Rüstungsindustrie und damit die Unabhängigkeit seiner Streitkräfte von Importen. Preußen besaß zu Beginn des Siebenjährigen Krieges einen Rüstungsvorsprung, der sich vor allem der erfolgreichen Mobilisierung ökonomischer Ressourcen verdankte. Allerdings erschöpften sie sich rasch während des Krieges, sodass das Land auf ausländische Subsidien, Münzmanipulationen – mehr Eisen statt Silber – oder das Auspressen erobelter Territorien angewiesen war. So war diese Art von Wirtschafts- und Rüstungspolitik fast zwangsläufig auf militärische Expansion ausgerichtet. Die preußische Außenpolitik wurde formal vom Kabinettsministerium gelenkt; in der Regel war es jedoch der König selbst, der die Entscheidungen mehr oder weniger autonom zu treffen pflegte. Dem Ministerium blieb es unter Friedrich II. im Wesentlichen überlassen, öffentlichkeitswirksame «Staatschriften» zu verfassen. Preußens Außenpolitik war grundsätzlich von zwei Faktoren bestimmt: Einerseits von der Abrundung des eigenen Territorienverbandes und der Absicherung der Eroberung Schlesiens, andererseits durch die Grenze zu Polen und die Kooperation mit Russland. Mit der erfolgreich verteidigten Eroberung Schlesiens hatte sich Friedrich II. nicht nur militärisches Prestige und den Beinamen «der Große» erworben, sondern gerade im Heiligen Römischen Reich auch viele Ressentiments geweckt und sich Österreich zum dauerhaften Feind gemacht. Mit Russland hingegen suchte man auf Kosten Polens langfristig eine Zusammenarbeit.

[...]